

Karen Witemeyer

# Herz auf Empfang



# Prolog

Januar 1894  
Denver, Colorado

Das freudige Klingeln des Glöckchens kündigte Grace Mallory die Ankunft eines Kunden an. Sofort legte sie das Damenmagazin beiseite, das sie studiert hatte, erhob sich grazil, strich ihren Rock glatt und setzte ein freundliches Lächeln auf. Es gehörte sich nicht, einen der Gäste des Oxford Hotels warten zu lassen.

Für sie war es schwer genug gewesen, diesen Job überhaupt zu bekommen. Ihr Vater hatte bei einem der Investoren einen Gefallen einfordern müssen, damit sie Teil der Belegschaft werden konnte, und sie würde ihrem Vorgesetzten bestimmt keinen Anlass bieten, sie zu entlassen. Glücklicherweise schien die vorrangig männliche Klientel des fortschrittlichsten Hotels Denvers es zu genießen, ihre geschäftlichen Anliegen durch eine junge Telegrafistin übermitteln zu lassen, wenn sie erst einmal erkannt hatten, dass sie ihre Arbeit gut machte.

Doch dieser Mann sah nicht aus wie ihre normale Kundschaft. Er war noch in seinen schneebedeckten Übermantel gewickelt, auch Schal und Hut trug er noch, als käme er direkt von der Straße herein und nicht aus einem der Gästezimmer.

„Guten Tag, Sir“, sagte sie. Doch er hielt ihr den Rücken zugewandt. „Was kann das Büro der Western Union heute für Sie tun?“

Er schloss die Tür und verriegelte sie.

Grace merkte, wie ihr Hals sich zusammenzog und ihr Herz zu rasen anfing. „Was tun Sie ...“

Die Worte erstarben auf ihren Lippen, als sich der Besucher umwandte. Vertraute braune Augen blickten sie über den blauen Schal hinweg an, der immer noch das halbe Gesicht verdeckte.

„Dad?“

Er versuchte sich hektisch den Schal vom Hals zu reißen. „Ich muss ein Telegramm schicken. Sofort. Die Gerüchte sind wahr. Alle wahr.“

„Beruhige dich.“ Grace eilte um ihren Schreibtisch herum, half ihm aus dem Schal heraus und strich den Schnee von seinen Schultern. „Welche Gerüchte denn?“

„Das Haversham-Anwesen. Es gibt noch einen Erben“, sagte er und stieß unwirsch ihre helfenden Hände weg. Dann marschierte er zum Tisch. „Das Kind der ersten Ehefrau. Ein Mädchen.“ Er nahm die beschlagene Brille von den Augen und rieb die Gläser mit dem Ende seines Schals sauber. „Sie ist die rechtmäßige Erbin des Haversham-Hauses. Nicht der Sohn.“

Grace schnappte nach Luft. Seit Tremont Haversham vor drei Monaten verstorben war, hatte es Gerüchte über einen geheimnisvollen Erben gegeben. Vermutungen, Geflüster, aber keinen Namen, keine Beweise. Grace hatte vermutet, die Gerüchte wären dem Wunschdenken der Bergarbeiterfamilien entsprungen.

Als sich die Gesundheit seines Vaters im letzten Jahr stark verschlechtert hatte, hatte Chaucer Haversham die Leitung der Silver Serpent Mine in Willow Creek übernommen. Er hatte sie allerdings in den Ruin getrieben, nachdem Präsident Cleveland das „Sherman-Silber-Kaufgesetz“ widerrufen hatte, nach dem es Minen verboten war, unendlich viel Silber zu fördern. Daraufhin, weil der Markt plötzlich von Silber überschwemmt wurde, fiel der Wert des Silbers in den Keller. Ob es nun sein verbohrtter Stolz gewesen war, blinder Ehrgeiz oder der noble Wunsch, die Firma seines Vaters zu erhalten, Chaucer hatte sich jedenfalls geweigert, die Mine zu schließen. Stattdessen hatte er von den Arbeitern verlangt, ohne Lohnerhöhung länger zu arbeiten, weil er anstatt Silber nun die gewöhnlicheren Minerale Blei und Zink abbauen wollte. Man sagte, dass die Arbeitsumstände erbärmlich waren, doch da so viele Bergarbeiter arbeitslos waren, traute sich niemand aufzubegehren, da jeder Arbeiter schnell durch einen anderen ersetzt werden konnte.

„Hör auf mit deinen Tagträumereien, Grace.“

Grace lief zurück hinter ihren Schreibtisch und schnappte sich ein Blatt Papier. Herschel Mallory war eigentlich ein Gelehrter – ruhig, freundlich, ein wenig zerstreut. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wann er das letzte Mal so aufgebracht gewesen war.

„Wem möchtest du denn telegrafieren?“, fragte sie und hielt den Stift in Position.

„Den Pinkertons.“

Grace zögerte. „Aber stehen ein paar Angestellte der Detektei Pinkerton nicht auf Chaucer Havershams Gehaltsliste, um die Bergarbeiter bei der Stange zu halten und Streiks zu verhindern? Würden sie seinen Erbanspruch nicht ohnehin unterstützen, egal welchen Beweis du entdeckt hast?“

„Ich will, dass du dem Büro in Philadelphia telegraphierst. Einem Detective Whitmore, bitte.“

Sie brachte den Namen schnell zu Papier, da sie keine weiteren Erklärungen mehr brauchte. Tremont Haversham war in Philadelphia aufgewachsen und hatte dort seine erste Ehefrau geheiratet – eine Frau, die seine wohlhabende Familie nicht akzeptieren wollte. Das war zumindest die Version der Geschichte, die Grace gehört hatte. Die Frau war im Kindbett gestorben. Das Baby auch, so hatte man bisher immer vermutet. Mit gebrochenem Herzen war Haversham zu seiner Familie zurückgekehrt und hatte innerhalb des nächsten Jahres seine zweite Frau geheiratet, dieses Mal eine vermögende Dame mit gesellschaftlichem Status. Eine, die es verstand, ihren Ehemann in eine Machtposition und zu großem finanziellen Erfolg zu treiben. Eine, die ihm einen Sohn gebar.

„Habe Ihren Bericht an Tremont Haversham vom zwölften Oktober 1892 entdeckt.“ Ihr Vater warf seine Tasche auf ihren Tisch, während er ihr diktierte. Sie gab einen dumpfen Laut von sich, als sie aufschlug. „Wenn die Frau noch lebt, ist sie die rechtmäßige Erbin des Haversham-Vermögens. Ich habe Dokumente, um ihr Anrecht zu belegen. Muss sie Ihnen sofort schicken. Bitte um Ihren Rat. Herschel Mallory.“

Grace kritzelte die letzten Worte nieder, dann sah sie in die hektischen Augen ihres Vaters. „Was hast du gefunden, Dad?“

Als Gelehrter und Literaturprofessor an der University of Denver war Herschel Mallory von Chaucer Haversham engagiert worden, die umfangreiche Bibliothek des Familienanwesens in Denver zu katalogisieren. Ein Anwesen, das Chaucer zwar besaß, das er aber nie selbst betreten hatte. Grace hatte gehört, dass er Denver mied und es vorzog, auf dem Anwesen in Boston zu leben, wo auch seine Mutter residierte.

Tremont und Caroline Haversham hatten das letzte Jahrzehnt

getrennt voneinander gelebt. Sie hatte sich um die Erziehung des Sohnes gekümmert, während er das Geschäft führte. Anscheinend war diese Situation beiden sehr entgegengeronnen, eine Tatsache, die Grace schon immer traurig gefunden hatte. Sie hatte Chaucer Haversham nie kennengelernt, doch sie musste Mitleid mit dem jungen Mann empfinden, der die meiste Zeit ohne seinen Vater hatte aufwachsen müssen. Sie selbst wäre ohne ihren Vater verloren gewesen. Er bedeutete ihr alles – auf seine Liebe und Annahme konnte sie sich uneingeschränkt verlassen.

Graces Mutter war ihre Mentorin gewesen, hatte ihr in ihrem Telegrafienbüro von Kind an beigebracht, die Punkte und Striche des Morsecodes zu erkennen, und sie später in das Frausein und die häuslichen Pflichten eingeführt. Doch als sie vor zwei Jahren verstorben war, hatte der Schmerz dieses Verlustes Grace und ihren Vater so fest miteinander verbunden, als wären die gebrochenen Hälften ihrer Herzen miteinander verschmolzen.

Es war diese enge Verbundenheit, die nun alle ihre Sinne schärfte, als er ungeduldig mit der Schnalle seiner Tasche kämpfte, anstatt ihr zu antworten.

Sie streckte die Hand aus und bedeckte seine behandschuhten Hände mit den ihren. „Erzähl es mir, Dad. Was hast du herausgefunden?“

„Den Beweis, Gracie.“ Sein Blick fand den ihren und die Mischung aus Furcht und Entschlossenheit in seinen Augen ließ ihr Herz zusammensucken. „Den Beweis, dass Havershams erstes Kind nicht mit der Mutter gestorben ist. Den Beweis, dass Haversham versucht hat, die junge Frau zu finden. Den Beweis, dass die seltsame Formulierung seines Testaments seine Tochter als Erbin einsetzt.“

„Und du hast diesen Beweis in der Bibliothek des Haversham-Hauses gefunden?“

Ihr Vater nickte.

„Aber dann sind die Dokumente doch Mr Havershams Eigentum, was kannst du da schon tun?“

Er ließ den Blick sinken.

„Dad?“

Er riss die Hand unter ihrer hervor und schritt durch den Raum. „Die Dokumente waren *Tremont* Havershams Eigentum und jetzt

ist er tot. Wenn Chaucer nicht der wahre Erbe des Anwesens in Denver ist, dann gehört doch auch alles, was darin ist, nicht ihm.“

Ein Knoten entstand in Graces Magengrube. „Was hast du getan?“

„Nichts, worüber du dir Sorgen machen müsstest. Ich habe mir nur ein paar Bücher aus seiner Kollektion ausgeliehen. Chaucer möchte sie ohnehin verkaufen. Das hat er auch mit der Kunst getan – hat eine Woche nach der Beerdigung seines Vaters einen Sachverständigen kommen lassen und am Monatsende schon die wertvollsten Stücke verkauft. Er hat keinen Respekt vor seinem Vater.“ Herschel kam zurück an den Schreibtisch. „Die Bücher, die ich genommen habe, waren gewöhnliche Ausgaben. Nichts von Wert. Er wird sie nicht einmal vermissen.“

Plötzlich fiel ihr Blick auf die schwere Tasche auf ihrem Schreibtisch. „Du kannst sie nicht einfach *nehmen!*“

Das Gesicht ihres Vaters wurde hart. „Ich kann aber auch nicht einfach dastehen und zuschauen, wie eine Ungerechtigkeit geschieht. Tremont Haversham war mein Freund, Gracie. Mehr als das. Wenn sein Einfluss nicht gewesen wäre, hätte mich die Universität in der schweren Zeit nach dem Tod deiner Mutter entlassen.“

Grace ließ den Kopf sinken. Sie erinnerte sich nur allzu gut an diese Zeit. Sie beide waren tief in der Trauer versunken. Sie war jung gewesen und hatte bisher noch nie wirklich Verantwortung übernehmen müssen und ihrem Vater war es egal gewesen, ob das Haus dreckig oder das Abendessen verbrannt gewesen war. Doch die Melancholie hatte Herschel Mallory fast um seine Anstellung gebracht. Aufsätze und Examen waren wochenlang unbenotet geblieben. Sein getrübler Verstand hatte seine sonst so organisierten Vorlesungen in bedeutungslose, mäandernde Streifzüge verwandelt. Die Studenten waren nicht mehr erschienen. Die Eltern hatten sich beschwert. Die Direktoriumsmitglieder hatten ihm gedroht. Nur Tremont Haversham hatte sich für ihren Vater stark gemacht. Er hatte ihn beiseitegenommen und ihn an seine Verpflichtungen erinnert, hatte ihm klargemacht, dass er sein Leben und das Ansehen seiner verstorbenen Frau zerstören würde, wenn er so weitermachte. Hatte ihm die Augen dafür geöffnet, dass auch das Schicksal seiner Tochter von ihm abhing.

Grace schaute sich in ihrem ordentlichen kleinen Büro mit den eleganten Eichenmöbeln und dem teuren Teppich um. Der Knoten in ihrem Magen schien immer größer zu werden. Sie stand ebenfalls in Tremont Havershams Schuld. Er war der Investor gewesen, der sich hier für ihre Anstellung eingesetzt hatte. Der Manager hatte auf einem männlichen Telegrafisten bestanden, obwohl sie während einer Probearbeitsstunde schon bewiesen hatte, dass sie schneller und ordentlicher war als ihre Konkurrenten – bis Mr Haversham ihn davon überzeugt hatte, seine Entscheidung noch einmal zu überdenken.

Graces Vater griff über den Schreibtisch und erfasste ihre Hand. „Tremont Haversham hatte eine Tochter. Eine, die ihm als Baby genommen wurde. Eine, die er vor seinem Tod verzweifelt gesucht hat. Eine, die er, wie ich glaube, sehr geliebt hat.“ Seine Augen wurden sanft, als er Grace anblickte. „Ich weiß, wie es ist, eine Tochter zu haben. Und wenn mich jemals jemand von dir trennte, würde ich Himmel und Erde in Bewegung setzen, um dich zurückzuholen.“

Tränen traten Grace in die Augen.

„Sie muss wissen, dass ihr Vater sie geliebt hat, Gracie. Sie braucht etwas, das sie an ihn erinnert. Das schulde ich ihm.“ Er hielt inne, dann ließ er ihre Hand los und legte sie auf die Tasche. „Es gibt auch Briefe. Liebesbriefe von Tremont und seiner ersten Ehefrau. Chaucer würde sie verbrennen, wenn er wüsste, dass sie existieren. Das kann ich nicht zulassen. Die Tochter verdient eine Chance, ihre Eltern kennenzulernen.“

Grace starrte auf den Zettel vor sich, während sie mit sich rang.

„Schick das Telegramm, Gracie“, drängte ihr Vater sanft.

Schließlich schaute sie ihm wieder in die Augen. Die Liebe darin schmolz den letzten Zweifel hinweg. Sie nickte, setzte sich an ihre Morsetaste und fing an zu telegrafieren.



Zwei Tage später warteten sie in einem angemieteten Raum im zweiten Stock einer unauffälligen Pension. Auf der anderen Straßenseite lag das Café, in dem sich ihr Vater mit dem Agenten treffen wür-

de, den Detective Whitmore geschickte hatte, um die Dokumente in Empfang zu nehmen. Whitmore hatte sie gewarnt, niemandem sonst die Beweise anzuvertrauen. Nicht einmal dem Postverkehr. In den letzten Monaten schienen einige Sendungen an ihn vor der Übergabe untersucht worden zu sein und er hatte noch keinen Verdächtigen ausmachen können. Man durfte nicht riskieren, dass diese heiklen Dokumente in die falschen Hände fielen.

„Bist du sicher, dass wir die Dokumente nicht einfach dem Marshall übergeben können?“ Grace presste sich den Mantel ihres Vaters an die Brust, in den sie ihm eigentlich hineinhelfen sollte.

Ihr Vater schüttelte den Kopf und blickte über ihre Schulter hinweg. „Soweit es die lokalen Gesetzeshüter angeht, sind die Bücher Chaucers Eigentum. Sie haben keinen Anlass dazu, eventuell gefundene Gegenbeweise zu untersuchen. Sie würden sie ihm einfach wieder zurückbringen und Chaucer würde sie vernichten.“ Jetzt schaute er sie wieder an. „Detective Whitmore hat recht. Wir können niemandem trauen. Ich werde die Bücher niemand anderem überreichen als Whitmore persönlich oder dem Mann, der seine Empfehlung bei sich trägt.“ Er schaffte es zu lächeln, doch das traurige Zucken um seine Mundwinkel konnte sie nicht wirklich beruhigen. „Komm schon, Gracie, hilf mir in meinen Mantel.“

Grace zog ihm die wollenen Ärmel des leicht zerknautschten Mantels über Arme und Schultern. Sie trat um ihn herum und richtete den Kragen, bis er richtig saß, dann strich sie den Stoff über seiner Brust glatt.

„Alles wird sich zum Guten wenden“, sagte er. „Du wirst schon sehen. Die einzigen Menschen, die von diesem Treffen wissen, sind Detective Whitmore und der Agent der Detektei Pinkerton, der sich mit mir treffen wird.“

*Und der Telegrafist, der unsere Nachricht in Empfang genommen hat, genau wie alle anderen, die vielleicht die Leitung abgehört haben.* Grace behielt ihre unheilvollen Gedanken für sich. Telegrafisten unterschrieben natürlich Verschwiegenheitserklärungen und schworen, die Nachrichten nur den betreffenden Parteien zu übermitteln. Doch es waren auch nur Menschen. Anfällig für Versuchungen oder Drohungen.

Genau wie die Pinkertons. Es gefiel ihr immer noch nicht, dass sie

der gleichen Detektei vertrauen mussten, deren Männer auch mit der Silver Serpent Mine zusammenarbeiteten. Chaucer Havershams Taschen waren tief. Alles, was es brauchen würde, um heikle Informationen aus Philadelphia zu besorgen, wäre sein Versprechen, den Agenten am Zahntag noch einmal einen ordentlichen Bonus zu gewähren.

Doch all das würde nichts ändern. Ihr Vater war viel zu nobel, um seine hehren Ziele aufzugeben. Er würde diese Übergabe durchführen, komme, was wolle. Also würde sie auf ihn achten müssen.

„Du bist ein guter Mensch, Dad.“ Grace blickte von den Mantelknöpfen auf, die sie gerade schloss. Immer war etwas an ihm zu richten – die Knöpfe waren verkehrt geschlossen, die Uhrenkette verdreht oder Papiere lugten aus seiner Hosentasche hervor. Sie zwang sich zu einem Lächeln. „Sei vorsichtig.“

Er lächelte zurück, dann beugte er sich vor und küsste sie auf die Stirn. „Das bin ich, mein Schatz.“ Er zwinkerte ihr zu, dann trat er an die Kommode, um seine Tasche zu ergreifen. Er legte sich den Lederriemen um die Schulter und hielt die Tasche fest an seine Hüfte gedrückt. Dann setzte er sich seinen grauen Filzhut auf den Kopf und richtete sich auf. „Achte auf mein Signal.“

Er griff nach dem Türknauf und trat auf den Flur hinaus.

Grace wollte die Tür hinter ihm schließen, doch er steckte noch einmal den Kopf herein. „Was auch immer geschieht, Gracie“, sagte er, „Gott wird für uns sorgen.“

Ihr Hals schnürte sich zusammen.

„Ich liebe dich, Kind.“ Für eine Sekunde fing er ihren Blick ein, dann drehte er sich um und marschierte den Flur hinunter.

„Ich liebe dich auch, Dad“, flüsterte sie, als sie die Tür mit einem leisen Klicken schloss. Es würde ein paar Minuten dauern, bis er die Treppen hinuntergegangen wäre und die Pension verlassen hätte, doch Grace eilte schon jetzt ans Fenster, um die Straße unter sich und das Café auf der gegenüberliegenden Seite zu beobachten. Fußgänger waren auf den Bürgersteigen unterwegs, auf der Straße waren einige Fuhrwerke und Reiter zu sehen. Die geschäftige Szene war die eines typischen Donnerstagsmorgens, doch Graces Herz schlug nichtsdestoweniger unangenehm schnell.

*Bitte behüte ihn, Herr.*

Obwohl Herschel Mallory versessen darauf war, die Dokumente an die Detektei Pinkerton zu übergeben, ging er doch mit einer besonderen Vorsicht vor und hatte nicht die originalen Bücher mit sich genommen. Seine Tasche enthielt alte Literaturbände seiner eigenen Sammlung. Die Bücher aus Havershams Bibliothek dagegen lagen versteckt in einer rosa und weiß gestreiften Hutschachtel in Graces Kleiderschrank, ein Versteck, von dem sie beide der Meinung gewesen waren, dass es die meisten Männer übersehen würden.

Ihr Vater hatte einen Tisch am großen Fenster des Cafés reserviert. Wenn der Agent sich als vertrauenswürdig herausstellte, würde ihr Vater seinen Hut lüften und ein Taschentuch benutzen, um sich die Stirn abzuwischen. Grace würde dann wissen, dass alles gut war. Wenn er aber nicht von der Integrität des Mannes überzeugt wäre, würde er sein Taschentuch benutzen, um die Gläser seiner Brille zu putzen. Dies wäre für Grace das Zeichen, die Taschen zu nehmen, die sie heute Morgen schon gepackt hatten. Gemeinsam mit der Hutschachtel würde sie diese zu der Kutsche zu bringen, die in der kleinen Allee hinter der Pension auf sie wartete. Sie würde ein Zugticket nach Colorado Springs kaufen und dort auf ihren Vater warten.

Eine Bewegung unter ihrem Fenster erregte ihre Aufmerksamkeit. Ein Mann trat auf die Straße. Sein Filzhut war genauso grau wie der Mantel, der seine Schultern bedeckte. Grace berührte die eiskalte Fensterscheibe mit den Fingerspitzen und wünschte sich, sie könnte ihren Vater begleiten, seine Hand halten.

Er blieb stehen, ließ einen Frachtwagen passieren und betrat dann die Straße, wobei er den matschigen Rand des Bürgersteiges gekonnt überschritt. Genau in der Mitte flitzte ein schmutziger Junge an ihm vorbei, sodass er stehen bleiben musste, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Instinktiv legte sich seine Hand auf die Tasche, doch die war es nicht, die er hätte schützen müssen. Grace hatte keine Ahnung, von wo das Geräusch kam, doch das plötzliche gedämpfte Knallen schnitt ihr ins Herz wie eine scharfe Klinge.

„Dad!“ Sie presste verzweifelt die Hände an die Fensterscheibe. Trommelte gegen das Glas. „Dad!“

Er schaute in ihre Richtung, als er fiel, hielt ihren Blick für einen kurzen Augenblick gefangen.



„Nein!“ Ihr entsetzter Schrei hallte durch das Zimmer, als der Mann, den sie mehr als alles andere liebte, zu Boden ging und sich ein dunkler Fleck auf seinem Mantel ausbreitete.

In dem anschließenden Chaos der Menschen, die sich in Sicherheit zu bringen versuchten, lief der schmutzige Bengel zurück zu ihrem Vater, doch nicht, um ihm zu helfen, sondern um ihm die Tasche zu entwenden. Dieser kleine Teufel!

Grace stieß sich vom Fenster ab. Sie musste zu ihrem Vater. Doch dann erhaschte sie eine Bewegung, bevor sie sich abwandte. Dad griff nach etwas.

Sie drückte sich wieder an die Scheibe, wollte unbedingt verstehen, was er ihr zu sagen hatte. Seine zittrigen Bewegungen brachten ihr die Tränen in die Augen, doch endlich hatte er es geschafft, die Brille abzunehmen.

Graces Augen füllten sich mit Tränen. Sie schüttelte in stummer Verleugnung den Kopf, selbst als ihr die Erkenntnis dessen, was er ihr zu sagen versuchte, dämmerte. Er hätte das Taschentuch nicht hervorziehen müssen, doch mit seiner letzten Kraft ergriff er es und rieb die Gläser seiner Brille. Rote Schlieren verunzierten die Linsen.

Die Botschaft war eindeutig.

*Lauf!*

# Kapitel 1

Spätherbst 1894

Denison, Texas

„Amos Bledsoe! Verschwinden Sie von der Straße, bevor Sie mit diesem neumodischen Apparat noch jemanden umbringen!“

Er musste sich zusammenreißen, doch er schaffte es, nicht die Augen in Richtung der jungen Dame zu verdrehen, die auf dem Bürgersteig vor dem Geschäft der Damenschneiderin Hof hielt. Seine Mutter hatte ihm Manieren beigebracht, also entschied er sich dazu, stattdessen eine Hand vom Lenkrad zu nehmen und seinen Hut zu lupfen, als er langsam an ihr vorbeifuhr. Dann hielt er an und stieg ab.

„Miss Dexter.“ Er zwang sich sogar zu einem Lächeln, obwohl seine Bemühungen die Empörung auf dem Gesicht der Dame nicht mildern konnten. Er nickte auch ihren allgegenwärtigen Begleiterinnen zu. „Miss Berryhill. Miss Watts.“

„Ich muss etwas feststellen.“ Harriet rümpfte die Nase, während sie mit ihrer behandschuhten Hand in seine Richtung wedelte. „Wenn Gott gewollt hätte, dass die Menschheit sich auf zweirädrigen Apparaten fortbewegt, hätte er keine Pferde erschaffen. Sehen Sie doch nur, wie zitterig Sie fahren. Jeder Mensch mit Verstand weiß doch, dass nur Fahrzeuge mit *vier* Rädern stabil sind.“

„Was ist mit einem zweirädrigen Ponykarren?“ warf Miss Berryhill mit gerunzelter Stirn ein. „Meine Tante Bea fährt die ganze Zeit mit so einem Karren durch die Gegend und hatte noch nie Probleme.“

„Das liegt daran, dass er an einem *Pony* befestigt ist. Einem Lebewesen mit vier Beinen“, schnappte Harriet. „Das Tier gibt dem Karren Stabilität.“

Amos musste zugeben, dass sie nie um eine kluge Antwort verlegen war. So wenig er sie auch leiden konnte, weil sie *ihn* nicht leiden konnte, musste er doch ihre Intelligenz anerkennen. Er wünschte sich nur, sie würde sie für etwas anderes einsetzen, als ihn in der

Öffentlichkeit herabzusetzen. Denn das schien ihr liebster Zeitvertreib zu sein.

„Fahrräder sind vollkommen ungefährlich, das kann ich Ihnen versichern“, konterte Amos, entschlossen, ihr seine moralische Überlegenheit zu zeigen. „Selbst junge Frauen fahren sie. Im Osten sind sie der neuste Schrei. Haben Sie denn nicht die Bilder in der aktuellen Ausgabe von *Harpers Bazar* gesehen?“ Na gut, dann bekam seine moralische Überlegenheit eben einen kleinen Knick. Doch er konnte dem Drang, sie zu reizen, einfach nicht widerstehen. „Meine Schwester hat gesagt, dass die Fahrradmode aus Paris auf dem Titelbild von *Harpers* zu sehen war.“ Er nickte in Richtung der Schneiderei. „Wenn Sie sich noch nicht informieren konnten, wird Mrs Ludlow Ihnen bestimmt gerne ihre Ausgabe zur Verfügung stellen.“

Er hätte niemals gedacht, dass es ihm einmal zugutekommen würde, eine Schwester zu haben, die ständig den neusten Modetrends hinterherjagte. Doch jetzt, wo er sah, wie Harriet Dexter verzweifelt nach einer schlagfertigen Antwort suchte, waren die endlos langen Abende, die er im Salon seiner Mutter damit verbracht hatte, den Frauengesprächen über Stoffe und Schnittmuster zuzuhören, die Qualen plötzlich wert.

„Wirklich, Amos!“, haspelte Harriet. „Wie vulgär von Ihnen, in gemischter Gesellschaft von ... von Hosenröcken und ... und Pluderhosen zu sprechen. Ich bin entsetzt. Einfach nur entsetzt.“ Sie schnaubte und marschierte auf dem Bürgersteig in die andere Richtung. „Kommt, meine Damen. Ich sehe einen Gentleman, der unsere Gesellschaft mehr zu schätzen weiß. Hallo, Roy!“

Sie winkte und ein Cowboy, der vor Yeidels Bierhalle stand, tippte sich an die Hutkrempe – kurz, bevor er einen Schwall Kautabak in den Straßenschmutz spuckte.

Offensichtlich ein Bild von einem Gentleman! Wie könnte Amos da mithalten?

Die Flucht in den Sarkasmus nahm der Zurückweisung normalerweise ihren Stachel, obwohl einige Wunden zurückblieben. Das war immer so. Selbst nach all den Jahren der Übung.

Amos zuckte mit der Schulter und setzte sich wieder auf sein Fahrrad. Er trat kräftiger als sonst in die Pedale, um so schnell wie

möglich Abstand zwischen sich und sein jüngstes kommunikatives Scheitern zu bringen. Die Begegnung heute hätte ihn nicht ärgern sollen. Es war ja nicht gerade so, dass er sich Harriet Dexters Aufmerksamkeit wünschte. Die Frau war eine Giftnudel erster Güte. Es war eher eine Sache des Stolzes, vermutete er. Niemandem gefiel es, als unzureichend wahrgenommen zu werden. Oder immer mit einer Männlichkeit verglichen zu werden, die man selbst niemals erreichen würde.

Einen Block hinter der Kreuzung der Straßen Main und Austin nahm der Verkehr merklich ab. Die Geschäfte machten Schulen, Kirchen und schließlich Wohnhäusern Platz. Lucys Haus war noch drei Blocks von der Morton Street entfernt, was ihm vor dem Abendessen leider noch viel Zeit ließ, über die Launen des weiblichen Gemüts nachzudenken.

Wenn sie immer noch in prähistorischen Zeiten leben würden und das Überleben der Familie von der körperlichen Überlegenheit eines Mannes den Konkurrenten gegenüber abhinge, könnte er ja verstehen, warum Frauen einen Cowboy wie Roy Edmundson bevorzugten – trotz seines Tabakkonsums und seines Hanges zu hartem Alkohol. Doch sie lebten in modernen Zeiten, wo wissenschaftliche Entdeckungen und industrieller Fortschritt die Gesellschaft bestimmten. Trotzdem sammelten sich Frauen anscheinend immer noch um die dicksten Muskeln und größten Bankkonten und übersahen vollkommen die Vorteile von Intellekt und Integrität.

Na gut, nicht *alle* Frauen. Es gab ein paar wenige da draußen, die am Äußeren und dem Status eines Mannes vorbeisahen. Lucy. Seine Mutter. Amos lenkte um einen besonders holprigen Abschnitt der Straße herum. Bestimmt gab es noch andere. Er dachte an die Frauen aus der Kirche, die ihm immer ein Lächeln und ein freundliches Wort schenkten. Sie alle waren Juwelen. Und sie alle waren schon weit über fünfzig Jahre alt.

Amos verzog den Mund zu einem ironischen Grinsen. Anscheinend bedurfte es eines gewissen Maßes an Reife, um seine individuellen und ungewöhnlichen männlichen Eigenschaften schätzen zu können.

Sein Lächeln verschwand. Bestimmt fiel *Miss G* nicht in diese

Kategorie. Nicht dass sie nicht reif oder weise wäre. Sie schien alles zu haben, was sich ein intelligenter, gebildeter Mann bei einer Frau nur wünschen konnte. Bis darauf, dass sie offenbar leider alt genug war, um seine Mutter zu sein.

Dieser deprimierende Gedanke verwirrte Amos so, dass er fast gegen den Baum geprallt wäre, der im Garten seiner Schwester Schatten spendete. Im letzten Augenblick riss er das Lenkrad herum und betätigte hektisch die Bremsen.

Wie viele Monate hatte er seine Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft an die mysteriöse *Miss G* gehängt? Diese Dame voller Witz und Esprit, die ihn mit Geschichten von Gesetzlosen, Quilting-Fiascos und der beginnenden Romanze zwischen einer Ladenbesitzerin in ihrer Stadt und ihrem Frachtfahrer unterhielt. Vor allen Dingen diese letzte Geschichte hatte er mit großem Interesse verfolgt, da sie ihm Mut machte, dass ein hartnäckig um eine Frau werbender Mann schließlich auch erhört werden würde. Doch was, wenn diese entzückende *Miss G* eine alte Matrone war, eine großmütterliche Figur und nicht die junge, attraktive Frau, die er sich immer vorgestellt hatte? Das wäre verheerend, denn er hatte sich mehr als nur ein wenig in die Telegrafistin von Harpers Station verliebt.

Das waren die Vorteile, aber auch gleichzeitig die Tücken am Beruf des Telegrafisten: man konnte eine Unterhaltung oder eine Freundschaft – oder etwas tiefer Gehendes – mit jemandem beginnen, der Dutzende Meilen weit weg war, mit einer Person, die man noch nie gesehen hatte. Wie leicht wäre es für die Person am anderen Ende des Drahtes, sich falsch darzustellen, zu behaupten, sie wäre eine junge, unverheiratete Schönheit, wo sie doch in Wahrheit eine reife Mutter von fünf Kindern mit schlechten Hygienegewohnheiten und verdrehtem Humor war. Er hatte sogar schon davon gehört, dass männliche Telegrafisten sich als Frauen ausgaben, nur um ihren Kollegen einen Streich zu spielen. Amos hatte gedacht, er würde Opfer eines solchen Scherzes, als er vor ein paar Monaten zum ersten Mal am Draht über *Miss G* gestolpert war. Doch sie war so zurückhaltend gewesen, eine Unterhaltung mit ihm anzufangen, dass es bestimmt kein heimtückischer Schwindel war.

Doch trotzdem hatte er einige Nachforschungen angestellt. Das Kürzel ihrer Station, HS, stand für Harpers Station, eine Stadt, von der er noch nie etwas gehört hatte. Das hatte zuerst sein Misstrauen erregt, bis er seinen besten Schnüffler darauf angesetzt hatte – seine Mutter. Sie hatte Verwandte und Tratsch-Kontakte im ganzen Land. Innerhalb einer Woche hatte er erfahren, dass Harpers Station eine Art Frauenkolonie war, die von einer Bankerin und ihren unverheirateten Tanten gegründet worden war. Was immerhin bedeutete, dass *Miss G* zumindest eine Frau sein musste.

Ihr Alter blieb allerdings ein Geheimnis, denn er wäre niemals so rüde gewesen, es zu erfragen. Doch er hatte Hinweise gesammelt. Zum Beispiel hatte sie während ihrer Unterhaltungen keinen Ehemann erwähnt, auch keine Kinder. Wenn er sich recht erinnerte, war der einzige Bezug zu ihrer Familie gewesen, dass ihre Mutter ihr das Telegrafieren beigebracht hatte, als sie ein Kind gewesen war, was bei ihm den Eindruck hinterließ, dass sie immer noch eine junge Frau war. Und obwohl sie nie davon geschrieben hatte, vermutete er anhand ihrer Ausführungen und der Tatsache, dass sie sich dazu entschieden hatte, in einer Frauenkolonie zu leben, dass ihre Eltern nicht mehr Teil ihres Lebens waren. Tod, vielleicht, oder entfremdet? Er konnte nur spekulieren.

Das Einzige, was er sicher wusste, war, dass sie eine großartig wohltuende Art hatte und ihm das Gefühl gab, sie würde sich auf ihre gemeinsamen Unterhaltungen genauso freuen wie er. Das bedeutete ihm unglaublich viel. So viel, dass er fast jeden Abend damit verbrachte, am Morseapparat zu sitzen und ihren Klopfzeichen zu lauschen, um sie dann freudig zu erwidern. Noch nie hatte er jemandes Gesellschaft so sehr genossen.

Aber was, wenn *Miss G* nicht dem Bild entsprach, das er sich in Gedanken von ihr gemacht hatte? Er erwartete keine große Schönheit, wollte eigentlich auch gar keine. Nur eine Frau, die seinem Alter einigermaßen entsprach und passabel aussah, die seine Welt aber mit ihrem Lächeln erhellen konnte. Deren stilles Auftreten seinen Geist nach einem langen Arbeitstag beruhigte. Deren humorvolle Betrachtungsweise des Lebens ihn erheitern und die Langeweile vertreiben würden. Sie hatte schon gezeigt, dass sie die letzten beiden Dinge ohne Weiteres beherrschte. Doch er hatte Angst, dass sie

dem ersten Punkt nicht entsprach, und deshalb hatte er ein persönliches Zusammentreffen bisher immer vermieden.

Die Wirklichkeit schnitt im Vergleich zu einem lieb gewonnenen Fantasiebild normalerweise nie gut ab. Auf der anderen Seite konnte er sein Leben auch nicht mit diesem eingebildeten Hirngespinnst weiterführen.

„Willst du bis zum Sonnenuntergang hier draußen herumlungern“, erschallte eine vertraute weibliche Stimme, „oder kommst du endlich rein zum Abendessen?“

„Herrisch wie immer“, stichelte Amos. Seine Schwester war zwar drei Jahre jünger als er, doch sie hatte nie davor zurückgeschreckt, ihn herumzukommandieren. Er grinste, stieg von seinem Fahrrad ab und schob es auf Lucys Veranda. „Ich weiß nicht, wie Robert es mit dir aushält.“

„Genauso wie du“, zischte sie und warf ihm das Geschirrtuch, das sie in Händen hielt, an den Kopf.

Er duckte sich mit einem Glucksen und schnappte das Tuch aus der Luft. Sie hatte recht. Er und Robert liebten sie beide von ganzem Herzen. Sonst hätte er Robert auch niemals die Erlaubnis gegeben, sie zu heiraten.

„Mama ist schon drinnen“, verkündete Lucy, als Amos zu ihr trat und mit dem Tuch nach ihrem Rock schlug. Sie quietschte laut und griff nach dem Geschirrtuch. „Du Scheusal. Hör auf damit.“

Er ließ sich das Tuch abnehmen und küsste sie auf die Wange. „Was gibt’s zum Abendessen?“

„Fischinnereien und Affengehirne.“

Amos bäugte die offene Tür und atmete tief ein. „Mmm. Faszinierend, dass solch ein exotisches Essen genauso riechen kann wie Würstchen mit Zwiebeln.“

Lucy schlug ihm auf die Schulter. Dem Angriff hätte er locker standhalten können, vor allem, da sein Gleichgewichtssinn vom Fahrradfahren so geschult war, doch er machte eine Show daraus, zur Seite zu taumeln.

„Es ist ja nicht so, als würdest du merken, was wir essen, so weit, wie deine Gedanken immer weg sind. Du solltest dich einfach mit ihr treffen, anstatt dich selbst mit Fragen und Zweifeln zu quälen.“

Amos funkelte sie böse an. „Mutter hätte dir nie von meinem

Kontakt nach Harpers Station erzählen dürfen.“ Seine Schwester war viel zu neugierig und eine viel zu große Kupplerin, um diese Sache mit der mysteriösen Telegrafistin einfach zu ignorieren.

Lucy zuckte mit den Schultern. „Ich hatte mir sowieso schon so etwas gedacht. Du hast nach dem Essen immer weniger Zeit hier verbracht, weil du auf dem Heimweg immer noch mal im Büro vorbeischaun musstest. Aber ich hätte niemals gedacht, dass es so lange hält.“ Sie stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Rippen, als sie ins Vorzimmer traten. „Irgendetwas sagt mir, dass du bis über beide Ohren in sie verliebt bist, großer Bruder.“

Eine Verleugnung lag Amos auf der Zunge und Schamesröte stieg ihm ins Gesicht. Glücklicherweise rettete ihn die Ankunft seines kleinen Neffen vor einer offensichtlichen Lüge.

„Ontel Mos! Ontel Mos!“ Der Zweijährige schoss mit weit aufgerissenen Armen und breitem Lächeln auf ihn zu wie eine Dampflokomotive.

Amos' Herz schwoll vor Liebe, als er sich bückte, um den kleinen Schlingel hochzuheben. „Harry! Mein Gott, bist du schwer geworden.“ Er tat so, als bereite es ihm die allergrößten Schwierigkeiten, den Kleinen vom Boden zu heben, und er schnaufte laut. Jeden Abend spielten sie dieses Spiel und es wurde ihnen niemals leid. Wie hätte man einer so herzlichen Begrüßung auch widerstehen können?

Natürlich griff Harry als Allererstes nach seiner Brille. Amos hatte vor sechs Wochen aufgegeben, das Unvermeidliche zu vermeiden, und ließ es jetzt einfach geschehen. So war es einfacher. Lucy würde schimpfen und die Brille aus Harrys klebrigen Fingern befreien. Amos würde ihm auf die Wange pusten und ihn knuddeln, bis er vor Vergnügen quietschte und heruntergelassen werden wollte. Wenn das kleine Monster dann verschwunden war, würde Lucy Amos die Brille zurückgeben. Er würde den verbogenen Rahmen gerade biegen, die Gläser säubern und sich zum Rest der Familie ins Esszimmer begeben.

Heute jedoch hielt seine Schwester die Brille fest, nachdem ihr Sohn weggelaufen war, um seine Großmutter zu plagen. Als Amos fragend eine Augenbraue hob, blickte sie ihn ernst an.

„Du wärst ein großartiger Vater, das weißt du.“

„Lucy ...“ Amos schüttelte den Kopf. Das konnte er heute Abend

nicht. Nicht nach seinem Zusammentreffen mit Harriet Dexter und ihrem Gefolge. Seine Schwester meinte es nur gut, aber ihn zur Heirat zu drängen machte alles nur noch schlimmer. Es war ja nicht so, als wollte er unbedingt unverheiratet bleiben.

Sie berührte seinen Arm. „Sie ist da draußen, Amos. Die richtige Frau für dich. Und sie wird besser zu dir passen, als du es dir ausmalen kannst. Gott wird sich darum kümmern. Du musst sie nur finden.“

Amos stieß die Luft aus und konnte ein sarkastisches Lachen nicht unterdrücken. „Sie versteckt sich aber ziemlich gut, Schwestern.“

Sie tätschelte seinen Rücken und hielt ihm die Brille hin. „Vielleicht hast du bisher nur an den falschen Orten gesucht.“ Sie ging ein paar Schritte voraus, bevor sie sich umwandte und ihren letzten Schuss abgab. „Vielleicht versuchst du es einmal in Harpers Station. Ich habe gehört, da gibt es einen Frauenüberschuss.“ Lucy grinste frech. „Vielleicht erhöht es deine Chancen, wenn du weniger Konkurrenten hast. Ich bin sicher, deine *Freundin* aus dem Telegrafembüro könnte dir weiterhelfen.“

„Du, ich warne dich ...“ Amos sprang vor und wollte sie schnappen.

Lucy kicherte, floh – und landete natürlich direkt in den Armen ihres Ehemannes. Der perfekte Ort für eine so schrecklich glücklich verheiratete Frau!

Doch ihre Worte klangen ihm noch im Ohr und forderten Amos heraus, das Risiko einzugehen – zu versuchen, eine Fantasievorstellung Wirklichkeit werden zu lassen. Was konnte im schlimmsten Falle schon passieren?

# Kapitel 2

Harpers Station, Texas

„Das ist kaum zu glauben, oder?“  
„Grace Mallory lächelte über den leisen Kommentar von Emma Shaw, als die beiden ihre Schritte auf dem Bürgersteig verlangsamten, um die Szene, die sich vor dem Gemischtwarenladen abspielte, nicht zu stören.

„Wieder ein Gebet, das erhört wurde“, murmelte Grace und freute sich aus ganzem Herzen für ihre Freundin, die der Liebe endlich eine Chance zu geben schien. „Sie verdient es, endlich glücklich zu sein.“

„Amen, Schwester.“ Emma blieb stehen und grinste sie an.

Grace tat es ihr gleich, während Victoria Adams – Ladenbesitzerin, alleinerziehende Mutter und frühere Unterstützerin der „Ich traue keinem männlichen Wesen, das nicht mein Sohn ist“-Bewegung – sich in die Arme eines Mannes schmiegte. Eines großen, muskulösen Mannes, dessen Masse nicht einmal von dem Frachtwagen verborgen werden konnte, an den er sich gelehnt hatte. Die grenzenlose Liebe auf seinem Gesicht, als er auf die Frau in seinen Armen hinunterblickte, ließ seine Größe vollkommen unwichtig werden.

Das war es, was jede Frau sich von einem Mann wünschte. Seine Liebe, seine Verbundenheit, seine unerschütterliche Hingabe. Malachi Shaw sah Emma genauso an. Graces Vater hatte seine Mutter so angeschaut. Und jetzt blickte Mr Porter ihre Freundin Tori auf die gleiche Weise an. Graces Herz erwärmte sich mit Freude für das Glück ihrer Freundin, doch gleichzeitig schlug es einen eifersüchtigen Akkord an. Würde *ih*r jemals jemand solch einen Blick schenken?

Das Bild ihres Vaters, wie er tot in einer Straße in Denver gelegen hatte, beantwortete ihre Frage. Frauen, die untergetaucht waren, hatten keine Verehrer. *Konnten* gar keine haben. Nicht, wenn sie sichergehen wollten, dass ihre Liebsten am Leben blieben.

Emma berührte ihren Arm. „Grace? Ist alles in Ordnung?“

Sofort lächelte Grace, um ihre melancholischen Gedanken zu vertreiben. „Natürlich. Es erinnert mich an meine Eltern, wenn ich Tori und Ben zusammen sehe. Mein Vater hat meine Mutter genauso angeschaut.“

Emma nickte und wandte sich wieder dem turtelnden Paar zu. „Ich beneide dich um deine Erinnerungen. Die Tanten haben mir von meiner Mutter und meinem Vater erzählt und ich besitze die Taschenuhr, die meine Mutter meinem Vater mit einer liebevollen eingravierten Widmung geschenkt hat. Aber ich kann mich kaum an ihre Gesichter erinnern, geschweige denn daran, wie sie sich angeschaut haben.“

Grace drückte Emmas Hand, dankbar für die Mahnung, dass sie nicht die Einzige war, die Verlust und Not erlitten hatte. „Ich weiß, dass sie sich so angeschaut haben, wie Malachi und du es jetzt tun.“

Emmas Wangen wurden rosig und ihr Lächeln wurde noch strahlender. Sie drückte ebenfalls Graces Hand. „Ich glaube, du hast recht. Denn wenn Malachi mich mit dieser unendlichen Liebe in seinen Augen anschaut, habe ich das Gefühl, ich könnte alles schaffen, alle Probleme meistern und jedes Hindernis überwinden, solange er nur an meiner Seite ist.“

„Ich finde, genau dafür hast du in den letzten Monaten den Beweis erbracht“, sagte Grace mit leisem Lachen.

Emma stimmte mit ein. „Ja. Meiner Meinung nach waren es sogar zu viele Beweise. Hoffentlich wird meine Theorie in näherer Zukunft nicht noch einmal so auf die Probe gestellt.“

In Erinnerung an die lebensbedrohlichen Attacken, denen die Bewohner von Harpers Station vor ein paar Monaten ausgeliefert gewesen waren, nickte Grace von ganzem Herzen.

„Danke, dass du heute Abend mit mir zusammen gegessen hast.“ Emma ließ Graces Hand los und rieb sich die Arme gegen den kalten Wind, der plötzlich aufkam. „Betty besteht immer darauf, dass sie Malachi mit Essen versorgt, wenn er für sie arbeitet. Zum Glück ist der neue Hühnerstall fast fertig. Wenn die Legehennen erst eingezogen sind, kann ich endlich wieder mit meinem Ehemann zu Abend essen.“

Grace lächelte. „Es war mir eine Freude.“

Seit ihrer Hochzeit hatte Emma den Frauen von Harpers Station

immer und immer wieder versichert, dass ihr neuer Stand als Ehefrau ihre Verpflichtungen und ihre Hingabe für die Gemeinschaft nicht beeinträchtigen würde. Wenn sie an diesem Tag nicht zusammen im Café gegessen hätten, hätte Emma bestimmt eine andere Möglichkeit gefunden, sich mit Grace zu treffen und mit ihr zu plaudern. Und nicht nur über ihren Job als Telegrafistin. Emma mochte die Bankerin und Gemeindedirektorin sein, doch zuallererst war sie eine Freundin. Die Art Freundin, die eine Flüchtige, eine schmerzerfüllte junge Frau, mit offenen Armen willkommen hieß und ihr nicht nur eine Arbeit, sondern auch ein Zuhause gab.

Der Wind nahm zu und die Temperatur fiel rapide, während die Sonne am Horizont sank. Ein Schauer überlief Grace und sie wünschte sich, jetzt schon bei sich zu Hause im Telegrafienbüro zu sein, wo ihr warmer Ofen auf sie wartete.

Nun gut, wenn sie ehrlich war, war es nicht nur der Ofen, der sie nach Hause zog. Sie warf Tori und Ben, die sich gerade voneinander verabschiedeten, noch einen Blick zu. Grace mochte keinen Mann haben, der sie in den Armen hielt, der sie wärmte oder der ihr einen Gutenachtkuss gab, doch sie hatte einen speziellen Freund. Einen, mit dem sie fast jeden Abend telegraphierte und der jetzt bestimmt schon am Draht auf sie wartete.

Sie schaute in Richtung des kleinen, schindelbedeckten Gebäudes am Stadtrand. Freudige Erwartung durchströmte sie, die sie allerdings am liebsten unterdrückt hätte.

Diese Sache war einfach albern. Im schlimmsten Falle war *Mr A* ein Dandy mittleren Alters, der ein Bauchband trug, um seine füllige Körpermitte zu stützen, und sich mit strengem Kölnisch Wasser parfümierte, das man meilenweit gegen den Wind roch. Mit dem Bauchband könnte sie vielleicht leben, aber mit dem Parfum? Sie hatte den strengen Geruch von Eau de Cologne noch nie ertragen können. Außerdem neigten Männer, die diese Düfte benutzten dazu, sie als Ersatz für ein ordentliches Bad anzuwenden. Vielleicht war es also gut so, dass ein paar Hundert Meilen zwischen ihr und *Mr A* lagen.

Also warum trat sie dann vom Bürgersteig hinunter und hob ihre Hand, um sich von Emma zu verabschieden?

„Ich muss aus diesem Wind heraus“, hörte sie sich selbst sagen. „Grüß Malachi von mir.“

Emma nickte. „Das mache ich.“ Nur ein leichtes Anheben der Augenbraue verriet ihre Neugier über Graces abrupten Aufbruch. „Einen schönen Abend noch.“

„Dir auch.“ Um ihre Ausrede zu unterstützen, schlang Grace sich ihren Mantel enger um die Schultern und lief in Richtung ihres Hauses.

Als sie die Tür aufstieß, hieß die Hitze ihres Ofens sie willkommen. Sie schlüpfte aus dem Mantel, hängte ihn auf und wandte sich dann um, um abzuschließen. Selbst in dieser Stadt voller Frauen, denen sie ihr Leben anvertrauen würde, vergaß Grace nie, abends die Haustür abzuschließen und alle Fenster zu kontrollieren. Sie machte schnell ihre Runde und ging auf Nummer sicher, dass alle Riegel an Ort und Stelle waren.

Der Morseapparat im Büro schwieg. Noch drangen keine Geräusche durch den Draht. Innerlich redete sie sich ein, dass sie *nicht* enttäuscht war, während sie ihre Straßenschuhe aus- und ein paar Slipper anzog. Dann stellte sie den Wasserkessel auf, um sich einen heißen Tee zu kochen.

Als sie die dampfende Tasse in Händen hielt, erklangen die ersten Morsezeichen durch die offene Tür des Büros. Ihr Herz machte einen albernen Freudensprung, doch sie zwang sich dazu, langsamen Schrittes ihren Privatbereich zu verlassen, der als Schlafzimmer, Küche und Wohnzimmer diente, und das Büro zu betreten.

Sie ließ die Tür über Nacht grundsätzlich offen, falls eine Notfallnachricht einging, doch eigentlich waren die Telegrafisten der Western Union nicht dazu verpflichtet, nach Feierabend noch zu arbeiten. Aber man gestattete ihnen, miteinander zu kommunizieren, wenn sie nicht im Dienst waren. Die meisten gingen natürlich nach Hause zu ihren Familien, also war die Privatsphäre relativ gesichert. Das war einer der Gründe, warum sie sich auf diese persönlichen Gespräche mit *Mr A* eingelassen hatte. Die späte Uhrzeit störte sie nicht, da sie ihr Büro ja in ihrem Haus hatte, doch was war mit ihrem Gesprächspartner?

Oft schrieb er von seiner Mutter und seiner Schwester oder seinem Neffen. Er hatte eine Familie, Menschen, die ihn liebten. Warum verbrachte er also seine Abende am Telegrafendraht? War er vielleicht so einsam wie sie selbst?

Lang, kurz, lang, kurz, lang. Der offizielle Startcode für alle Übermittlungen. Dann: kurz, kurz, kurz, kurz. Zwei Einheiten Pause. Lang, lang, kurz. Sieben Einheiten Pause.

*Harpers Station. G, sind Sie da?*

Es war *Mr A*. Sie hätte seinen schnellen, gleichmäßigen Rhythmus an der Morsetaste überall erkannt. So präzise und klar. Selbst ein Metronom hätte die Pauseneinheiten zwischen den einzelnen Buchstaben und Sätzen nicht so genau hinbekommen. Schon lange bewunderte sie seine sichere Hand beim Geben der Morsezeichen.

Grace stellte ihren Tee beiseite und glitt mit einem albernen Gefühl der Vorfreude auf ihren Stuhl, obwohl sie vehement versuchte, innerlich Abstand zu bewahren.

*Ja, Denison Station. Ich bin da.*

*Wunderbar! Ich dachte, ich wäre zu spät. Das Abendessen bei meiner Schwester hat länger gedauert, als ich erwartet hatte.*

*Ich hoffe, Sie haben sich nicht meinetwegen gehetzt, telegraphierte Grace.*

Am liebsten hätte sie ihm gesagt, dass sie ihm jederzeit antworten könnte, da ihre Privaträume direkt neben dem Büro lagen. Doch ein solches Detail wäre zu intim, selbst nach ihrer monatelangen Korrespondenz.

*Die Familie ist wichtiger als jede Freundschaft,* fuhr Grace fort.

*Nicht, wenn sie einen in den Wahnsinn zu treiben versucht. Ich war froh zu entkommen, glauben Sie mir.*

*Womit könnte man Sie bloß in den Wahnsinn treiben?*

Grace grinste, als sie diese Worte eingab. *Mr A* schien immer eine lustige Geschichte über seine Familie auf Lager zu haben. Sein Leben war so unglaublich normal, dass sie alle Feinde und Gefahren vergessen konnte, wenn sie ihm zuhörte. Für einige wenige Minuten war sie einfach nur eine junge Frau, die sich zwanglos mit einem Mann unterhielt.

*Ich traue mich kaum, es zu sagen. Aufgrund der Ansteckungsgefahr. Alle Frauen in meiner Umgebung scheinen mittlerweile infiziert zu sein.*

Neugierig beugte Grace sich vor.

*Bestimmt könnte man die Entfernung zwischen uns als angemessenen Schutzraum bezeichnen.*

*Meine Mutter und meine Schwester sind schon seit einiger Zeit vom Wahnsinn befallen, aber ich muss sagen, dass er heute Abend seinen Höhepunkt erreicht hat.*

*Das hört sich wahrhaft schrecklich an. Haben Sie einen Arzt gerufen?*

*Das hat keinen Zweck mehr. Es gibt nur eine Kur für diese Krankheit. Und nur ich kann die heilende Dosis verabreichen.*

*Dann sollten Sie das unverzüglich tun.*

Grace grinste, während sie nach ihrem Tee griff. Mr A schaffte es immer wieder, sie zu amüsieren.

*Das würde ich, sagte er, doch die Hauptzutat des benötigten Heilmittels erweist sich als äußerst rar.*

*Können Sie es nicht einfach in der Apotheke erstehen?*

*Ich fürchte nicht. Die Zutat, die mir noch fehlt, um ihren Wahnsinn zu kurieren ist ... eine Ehefrau.*

Der Tee, an dem Grace gerade hatte nippen wollen, ergoss sich über den Tisch. Sie hustete hektisch.

Eine Ehefrau?

Ein seltsames Flattern machte sich in ihrem Magen breit. Er war nicht verheiratet. Warum gefiel ihr dieses neue Wissen so sehr? Ihre Hand zitterte, als sie nach der Morsetaste griff. Sie musste etwas antworten. Doch was sollte sie nur sagen?

*Ich bin sicher, dass sie nur das Beste für Sie im Sinn haben.*

*Das stimmt. Doch ein achtundzwanzigjähriger Mann will sich nicht vorschreiben lassen, was er zu tun hat.*

Achtundzwanzig. Ein Mann in der Blüte seines Lebens. Ein Mann, der plötzlich mehr Persönliches mit ihr teilte als jemals jemand zuvor.

Grace wischte den verschütteten Tee mit einem Taschentuch auf, während ihre Gedanken rasten. Wollte er ebenfalls persönliche Dinge von ihr wissen? Eine gute Freundin sollte damit kein Problem haben. Doch wie sollte sie es anstellen?

*Ich kann nicht behaupten, dass ich so viele Jahre an Erfahrung habe wie Sie, wenn es um Beziehungen geht, doch einige meiner Freundinnen haben in letzter Zeit festgestellt, dass die Ehe doch durchaus gewisse Vorteile birgt. Bisher haben sie allerdings noch nicht versucht, mich auch mit jemandem zusammenzubringen.*

Grace riss die Hand von der Morsetaste und ballte die Faust. Ihr

Herz klopfte wie wild. Hatte sie ihre Antwort zu vage gehalten? Würde er verstehen, was sie meinte? Der Draht blieb einige Zeit still – viel zu lange für ihren Geschmack.

*Darüber sollten Sie froh sein, schrieb er schließlich und seine sonst so ruhige Hand tippte unstedt. Vielleicht sollten wir uns treffen, um unsere Erfahrungen diesbezüglich auszutauschen. Ich würde mich sehr freuen...*

*Machen Sie die Leitung frei, mischte sich ein dreister Staccato ein. Ich muss unterbrechen. Das ist ein Notfall.*

Grace wäre wegen der Einmischung fast von ihrem Stuhl gesprungen. Die fremde Nachricht schlug in ihre sehr persönliche Unterhaltung ein wie eine Kanonenkugel in einen stillen Wald.

*Fahren Sie fort, kam die Antwort von Mr A fast unmittelbar im akkuraten Rhythmus. Jeder Hinweis von persönlicher Betroffenheit war verflogen.*

Grace legte ihre Hand auf die Morsetaste, doch sie fürchtete, dass sie noch zu sehr zitterte, um professionell antworten zu können.

*HS. Station CS hat eine Nachricht zu übermitteln. Sind Sie am Apparat?*

Eine Nachricht von der Station in Colorado Springs? Grace zitterte, als sie die Antwort tippte.

*Ja. Hier ist Station HS. G am Apparat. Fahren Sie fort.*

*Die Nachricht stammt von R und lautet wie folgt: Er weiß, wo du bist. Er kommt. Es tut mir leid.*

Alles in Grace erstarrte. Taubheit ergriff ihren Verstand, ihre Gliedmaßen, ihr Herz. Der Tag der Abrechnung war gekommen.

Chaucer Haversham hatte sie gefunden.